

Walter H. Kaufmann:

"ICH HATTE EINST EIN SCHÖNES VATERLAND"

(Heinrich Heine)

Erinnerungen eines Mayener Juden

Inhalt:

- [Biografisches](#)
- [Die Synagogengemeinde Mayen](#)
- [NS-Zeit](#)
- [Nach dem Krieg](#)

Biografisches

Zu meiner Legitimierung beginne ich mit einer kurzen Autobiographie.: Ich wurde am 18. Januar 1915 als Sohn des Metzgermeisters Alexander Kaufmann (genannt "Alex") und seiner Ehefrau Wilhelmine geb. Salomon im Hause Bachstraße 6 (zur Zeit meiner Geburt war es Nummer 4) geboren. Meine Eltern hatten kurz vorher das Haus erworben; meine zwei Jahre ältere Schwester kam in einer Mietwohnung im Hause Proschaska in der Koblenzer Straße zur Welt. Unser Haus überstand fast unbeschädigt den Krieg. Heute befindet sich eine Fahrschule darin.

Als ich geboren wurde, war mein Vater schon eingezogen und befand sich zur Ausbildung in Jüterbog, erhielt aber zu diesem Anlass einen kurzen Urlaub. Später diente er an der Westfront als Kanonier in der 9. Batterie, III. Abteilung, 50. Reserve Feldartillerie Regiment, 50. Division des 25. Reserve Armeekorps. (So steht es in der Familienbibel verzeichnet, die in meinem Besitz ist.)

Er brachte sein EK II, sein Verwundetenabzeichen und ein Kriegsverdienstkreuz, das ihm noch erstaunlicherweise im "Dritten Reich" ausgehändigt worden war, mit nach Amerika. Mein Vater war ein glühender Patriot, stolz auf seine Kriegsteilnahme und seine Mitgliedschaft in den Mayener Ortsgruppen des Artillerie- und des Kameradschaftlichen Soldaten- und Krieger-Vereins, bis diese Organisationen "arisiert" wurden.

Sechs Mayener Juden waren im ersten Weltkrieg gefallen. Ihre Namen standen auf dem jetzt völlig vernachlässigten Kriegerdenkmal an der Ringstraße. Sie wurden 1933 ausgelöscht.

Mein Großvater, Leopold Kaufmann, besaß eine Metzgerei in der Stehbachstraße (das Haus erhielt im Januar 1945 einen Volltreffer). Er kam aus Irlich am Rhein, einer Gegend, in der Juden schon zur Römerzeit ansässig waren. *(Als man Hitler einmal darauf hinwies, dass Juden schon fast zweitausend Jahre in Deutschland ansässig seien, soll er geantwortet haben, Schweine seien noch länger in Deutschland, hätten aber keinen Anspruch auf Mitgliedschaft in der deutschen Volksgemeinschaft.)*

Die Familie meiner Großmutter, Hartmann - Meyer, zog, nach Mayen, als es unter Napoleons Herrschaft dem Rheinbund zugeteilt wurde. Während die Stadt dem Bischof von Trier

unterstand, durften Juden sich nicht dort niederlassen. Sie wohnten in umliegenden Dörfern, was die Existenz von jüdischen Zwerggemeinden in kleinen Ortschaften im Kreise Mayen erklärt. Ihre Familie, so erzählte mir meine Großmutter Susanna geb. Meyer, kam von St. Johann, wo von dieser Zeit ab keine Juden mehr wohnten. Sie wusste auch, dass ihre Familie aus Holland eingewandert war, wohin sie wahrscheinlich nach ihrer Vertreibung aus Spanien gekommen war. All dies basiert auf Hörensagen, dokumentarische Belege habe ich nie gesehen.

Auch über die Herkunft meiner Mutter gibt es nur mündliche Angaben, die von Generation zu Generation überliefert wurden. Sie wurde in Köln geboren, ihr Vater, Isaak Salomon, stammte aus Weilerswist bei Euskirchen, ihre Mutter, Sybille Schweizer, aus Brühl am Rhein. Auch ihre Familie soll aus Holland gekommen sein. (Als ich mich ernsthaft für die Genealogie meiner Familie interessierte, waren mir Archive nicht mehr zugänglich).

Meine erste Kindheitserinnerung ist der Einmarsch amerikanischer Truppen nach dem Waffenstillstand des Ersten Weltkrieges und die Einquartierung von Soldaten bei uns und bei meinen Großeltern. Ein Vierteljahrhundert später war ich selbst als amerikanischer Offizier kurz in Mayen stationiert.

Von 1921 bis 1925 besuchte ich die jüdische Volksschule im Hombrich. Das Haus aus massivem, grauschwarzem Basalt überlebte den Luftangriff und ist heute ein Wohnhaus. Früher war im Parterre das große Schulzimmer, in dem, alle acht Jahrgänge zur gleichen Zeit unterrichtet wurden, keine leichte Aufgabe für den Lehrer.

Ostern 1927 trat ich in die Sexta des Humanistischen Gymnasiums in der Alleestraße ein, in der ich 1934 mein Abitur ablegte. Ich nehme die traurige Rolle in Anspruch, dass ich der letzte jüdische Abiturient in Mayen war und nach menschlichem Ermessen bleiben werde. Nach meinem Abgang wurde die Schule schnell "judenrein". Meine jüdischen Altersgenossen waren mit dem "Einjährigen (Obersekundareife), wie man es noch nannte, abgegangen, um kaufmännische Lehren zu beginnen. Die vier oder fünf Jungen in den Unterklassen wurden mitten im Schuljahr abgemeldet und kehrten - soweit sie noch schulpflichtig waren, in die jüdische Volksschule zurück. Nach Absolvierung des Gymnasiums ging ich auf die Israelitische Lehrerbildungsanstalt nach Würzburg - nach ihrem Akronym, ILBA genannt - und wurde nach intensivem Studium im März 1936 in den jüdischen Schuldienst entlassen. 1982 erschien im Harlo Press-Verlag, Detroit, in englischer Sprache meine "Geschichte der ILBA."

Nach kurzer Tätigkeit als Religionslehrer, Kantor und Prediger in Bad Neuenahr wurde ich im Herbst des Jahres an die große jüdische Volksschule in Danzig - damals Freie Stadt - berufen. In Danzig lernte ich Brigitte Anker kennen, Tochter einer angesehenen jüdischen Familie. Im Mai 1944 heirateten wir.

Im März 1939 erhielt ich nach zweijähriger Wartezeit mein amerikanisches Einreisevisum und wanderte über England, wo ich einen Monat auf einen Schiffsplatz warten musste, nach New York aus. Hier wurde ich mit meinen Eltern und meiner Schwester wieder vereint, die Deutschland ein Jahr vor mir verlassen konnten. Wir alle hatten mit nur wenig Hab und Gut auswandern können und waren gezwungen, jede Arbeitsmöglichkeit zu nutzen, die sich uns bot. Amerika litt noch unter großer Arbeitslosigkeit, und so schätzte ich mich glücklich, sehr bald eine Stelle als Hilfskellner in einem vornehmen Restaurant zu finden.

Im August 1941, kurz nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, wurde ich in die US-Armee eingezogen und nach einiger Zeit eingebürgert. Nach fast fünfjährigem Militärdienst, davon ein Jahr in Deutschland, kam ich zurück und wurde mit meiner Zustimmung in die Bereitschaftsreserve (ready reserve) versetzt, aus der ich 1968 mit dem Rang eines Oberstleutnants in den Ruhestand entlassen wurde.

Vom September 1946 bis zu meiner Pensionierung 1979 war ich als Lehrer (Titel wie "Studienrat" usw. gibt es hierzulande nicht) für Deutsch, Geschichte und Politikwissenschaft an einer höheren Schule in Yonkers im Staat New York angestellt. Nach meiner Pensionierung wurde ich Adjunct (außerordentlicher) Professor für europäische Geschichte an einem Colleg in der Nähe.

Während meiner Lehrtätigkeit in Yonkers studierte ich Geschichte und Politikwissenschaft an einer New Yorker Universität und promovierte 1950 mit einer Arbeit über den Monarchismus in der Weimarer Republik (als Buch verlegt unter dem englischen Titel "Monarchism in the Weimar Republic", Bookman Associates Verlag, New York 1953). Mein Doktorvater war der frühere Ministerialdirektor im Reichsinnenministerium, Dr. Arnold Brecht, der während meiner Studienzeit Professor für Politikwissenschaft war.

[zurück...](#)

Die Synagogengemeinde Mayen

Aus dem Gemeindeleben

Die Synagogengemeinde Mayen, auch Israelitische Kultusgemeinde genannt, war eine öffentlich-rechtliche Organisation, deren Struktur, Verwaltung und Funktion durch das Preußische Judengesetz von 1847 geregelt war. Stimmberechtigte Mitglieder, meistens verheiratete Männer, "kauften sich ein". D. h. für einen einmal bezahlten Betrag (ich weiß nicht, in welcher Höhe) erwarben sie Synagogensitze für sich und ihre Ehefrau und zwei Plätze auf dem jüdischen Friedhof. Unmündige Kinder waren automatisch in die Mitgliedschaft eingeschlossen, bekamen jedoch keinen festen Synagogenplatz zugewiesen. Zum jüdischen Neujahr (Rosch Haschanah) "rückten" die Mitglieder "auf", indem sie die Sitze von Leuten füllten, die während des Jahres gestorben waren. Die Sitzordnung war also im allgemeinen durch das Alter bestimmt - die Bemerkungen: "Jetzt sitze ich schon in der zweiten Reihe" oder "von hier rück ich auf den Friedhof auf."

Derselbe Prozess fand auch in der Frauengalerie statt. Nach jüdischem Gesetz dürfen Männer und Frauen beim Gottesdienst nicht zusammensitzen, und so saßen die Frauen auf einer Empore hinten in der Synagoge, dem Blickfeld und der Neugierde der Männer entrückt.

Gottesdienst fand jeden Morgen und Abend statt; werktags begann der Morgengottesdienst schon um sechs, am Schabbos (Sabbat - Samstag) erst um halb neun, dauerte aber dann drei Stunden. Der Abendgottesdienst richtete sich Sommer wie Winter nach dem Sonnenuntergang. Im Mittelpunkt des Gottesdienstes an Sabbat und Feiertagen stand die lange Vorlesung des vorgeschriebenen Wochenabschnitts aus dem Pentateuch. Auf diese Weise wurden innerhalb eines Jahres alle fünf Bücher Moses auf Hebräisch vorgetragen, und zwar war der Text auf das Pergament der Torahrolle mit einer Gänsefeder geschrieben. Kein Eisen oder Stahl, die Waffenmetalle, durften den heiligen Text berühren.

tung von Speisegesetzen und Sabbatruhe. Man aß grundsätzlich nur koscheres (ritual geschlachtetes) Fleisch und hielt auch Fleisch und "milchige". Speisen zu Hause streng getrennt. Aber man nahm es nicht mehr so genau, wenn auswärts aß. Am Sabbat, an dem es streng verpönt ist, Geld auch nur anzufassen, trugen viele Männer Geld bei sich und - noch schlimmer - gingen nach dem Gottesdienst zum Frühschoppen, gewöhnlich ins Hotel "Zur Traube" (Hartese Pitter), wo sie auch oft noch Skat spielten. Die Mayener Juden galten deshalb in wirklich orthodoxen Kreisen als unzuverlässig, und Rabbiner, die ab und zu als Gastprediger kamen, nahmen in keinem Hause eine Mahlzeit ein. ("Bei Euch hat der liebe Gott Urlaub", scherzte man).

Die jüdische Schule und der Lehrer

Die jüdische Schule, eine öffentliche preußische Schule, dem Kreisrat unterstellt, und somit nicht Bestandteil der Gemeinde, stellte zusammen mit der Synagoge den Mittelpunkt des jüdischen Lebens in Mayen dar. Im Durchschnitt besuchten zwischen 15 und 20 Schüler diese Schule. Nach dem vierten Schuljahr gingen gewöhnlich zwei oder drei auf die höheren Schulen. Die Schule bestand seit Mitte des vorigen Jahrhunderts. Es kann sein, dass während der 80 bis 90 Jahre ihres Bestehens (sie wurde nach der Kristalnacht aufgelöst) die Schule nur drei Lehrer hatte. Meine Großmutter, 1854 geboren, hatte einen Lehrer Mendel. Damals war die Schule - wie auch die Synagoge - in der Judengasse (beide sind abgebrannt, Datum ist mir nicht bekannt) und in Neubauten im Hombrich und Entenpfehl verlegt. Mein Vater ging zu einem Lehrer Nathan in die Schule, der lange Jahre das Amt als Lehrer und Prediger ausübte. Er trat 1911 in den Ruhestand und zog nach Berlin. Nach ihm kam Albert Levi nach Mayen, der letzte Lehrer und Prediger. Er musste noch den Brand der Synagoge miterleben, ehe er Anfang 1939 nach Amerika auswandern konnte. Er starb am 1. Januar 1941 in Washington (Pennsylvania).

Exkurs

Hier eine kurze Erklärung des Begriffes eines "Predigers".

In Preußen gab es nur Gemeinderabbiner im Gegensatz zu Süddeutschland, wo ein Bezirksrabbiner seinen Sitz in einer Mittelgemeinde hatte und eine Anzahl von Kleingemeinden betreute. Der Wirkungsbereich des Gemeinderabbiners blieb auf die lokale Kultusgemeinde beschränkt. In kleineren Gemeinden, die sich keinen Rabbiner leisten konnten, übernahm der Kantor und Religionslehrer die Rabbiner - Funktionen; er vollzog Trauungen und amtierte bei Beerdigungen und - daher der Name - predigte zu den angebrachten Gelegenheiten. In vielen kleinen Gemeinden übte der Prediger auch das Amt des Schächters (Schochet) aus. Ich habe nie von einem amtierenden - im Gegensatz zu einem Gast-Rabbiner - in Mayen gehört. Auch die größeren Gemeinden in Koblenz und Andernach, die nur einen Prediger engagierten, konnten ohne einen Gemeinderabbiner zurechtkommen.

In Mayen, wie in allen Orten mit jüdischen Volksschulen, war der jüdische Lehrer finanziell besser gestellt als seine christlichen Kollegen. Zuzüglich seines tarifmäßigen Gehaltes als preußischer Volksschullehrer bezog er Besoldung als Vorbeter und Prediger aus der Kultusgemeindegasse und von der Stadt als Religionslehrer an den zwei höheren Schulen (bis 1933). Dazu hatte er noch sogenannte Kasualieneinkünfte von Trauungen, Beerdigungen oder Bar Mitzvahs, die von den betroffenen Familien bezahlt wurden. Der Bar Mitzvah (wörtlich: Sohn des Gesetzes) fand am Sabbat nach dem 13. Geburtstag eines Jungen

statt, wenn er zum ersten Male zur Torah gerufen wurde und nach einem Segensspruch einen Teil des Wochenabschnitts vortragen mußte, gewöhnlich gefolgt von einem Kapitel aus dem Buche der Propheten. Diese Vorträge erforderten eine monatelange Vorbereitung, für die der Prediger verantwortlich war. Nach dieser Bar Mitzvahzeremonie galt der Junge dann im religiösen Sinn als volljährig, er konnte im Minjan mitgezählt werden, dem Quorum von zehn Männern, das für den Gottesdienst erforderlich war.

Der Mayener Lehrer betreute als Religionslehrer und Prediger einige Satelliten- oder Zwerggemeinden, die gewöhnlich eine kleine Synagoge hatten und oft mit Nachbargemeinden einen Friedhof teilten. Wie weit die Unterstützung in der Mayener Kultusgemeinde hierbei ging, entzieht sich meiner Kenntnis. Früher wohnten in diesen Ortschaften offenbar genug Juden, um eigene Synagogen und mit Nachbargemeinden gemeinschaftliche Friedhöfe zu unterhalten. Im Laufe der Landflucht, die überall nach der Industrialisierung stattfand, zogen viele Juden aus ihren Dörfern in die Städte.

Solche Kleingemeinden bestanden in Thür, Niedermendig, Polch, Mertloch, Münstermaifeld und Kaisersesch. Ein oder zwei jüdische Familien lebten in Kottenheim, Kruft, Plaidt, Ochtendung und Masburg in der Eifel, die in religiösen Angelegenheiten nach Mayen kamen. Die Dorfgemeinden hielten ihren eigenen Gottesdienst in ihren kleinen Synagogen, der von "Gelernten" gestaltet wurde, Thür und Niedermendig wechselten wöchentlich die Synagoge. ("Gelernte" - ein jüdisch-deutsches Wort, das etwa "ausgebildet" bedeutet; so z.B. "er ist gelernt", hieß: er hat die notwendigen Kenntnisse).

Den Religionsunterricht erteilte der Religionslehrer die Woche über nachmittags an diesen Orten, und er amtierte auch bei anfallenden Kasualien. (Die Prediger von Andernach und Koblenz amtierten in anderen Kleingemeinden, die nach persönlicher Vereinbarung den jeweiligen Beamten zugeteilt worden waren).

Berufsstruktur

Während der letzten fünf Jahrzehnte ihres Bestehens zählte die Mayener Kultusgemeinde zwischen 80 bis 90 Familien, etwa 300 Seelen. Fast die Hälfte von ihnen fristete ihr Leben vom Viehhandel, oft recht spärlich, da wegen der großen Anzahl von Konkurrenten das Angebot weit die Nachfrage überwog. Pferdehändler waren finanziell besser gestellt; aber seit den Ersten Weltkrieg war die Familie Minkel allein noch in dieser Branche tätig; die anderen wichen dem technologischen Vorschreiten des Autos. Mit wenigen Ausnahmen waren die übrigen Juden im Einzelhandel tätig: Konfektion, Kurzwarengeschäfte, Schuhgeschäfte, Hülte, Möbel, Trikotagen, Metzgereien, eine Bäckerei mit Kaffeestube und eine jüdische Wirtschaft (Löwenbach, Töpferstraße / Ecke Markt).

Als ich ein kleiner Junge war, waren noch zwei Handwerker tätig, die man in jüdischen Kreisen statt mit ihren Vornamen mit ihrem Gewerbe bezeichnete: Schreiner Meyer und Klempner Mayer, beide am Marktplatz. Jüdische Angestellte gab es wenig, vielleicht ein halbes Dutzend, Alle arbeiteten im Warenhaus Leonhard Tietz, später Kaufhof genannt.

In Mayen wirkten sechs jüdische Akademiker, vier Ärzte und ein Rechtsanwalt, dazu kam noch kurz (von 1930 bis Anfang 1933) der Postdirektor Steinweg ("Postamtman" war sein eigentlicher Titel). Die Ärzte waren Dr. Salomon Gottschalk, der Vertrauensarzt der Krankenkasse und von Kriegsende bis zu seinem Tod im Juni 1929 Mitglied der Stadtverordnetenversammlung war, Dr. Sally Adler, der seine Praxis ca. 1931 nach Köln verlegte, Dr. Ja-

kob Hartmann und Dr. Artur Hirsch, die beide alteingesessenen jüdischen Familien entstammten. Die drei Letztgenannten übten ihren Beruf bis zu ihrem Tod in den USA aus. Dr. Hartmann war in Mayen - und blieb in Amerika - unser Hausarzt. (Ein Dr. Minkel war nach Kriegsende nach Neu - Isenburg gezogen; Dr. Adlers Gattin war als Kinderärztin ausgebildet, übte aber ihren Beruf nicht mehr aus).

Rechtsanwalt Albrecht Wallenstein kam Mitte der zwanziger Jahre aus Wiesbaden nach Mayen, wo er bald eine prominente Persönlichkeit im Gemeindeleben wurde. Im Sommer 1933, nachdem man ihn aus seiner Berufskammer ausgeschlossen hatte, wanderte er nach Palästina aus, wo er auf einem Kibbuz ein unbequemes Leben führte. Er kam ca. 1948 nach Wiesbaden zurück, wo die hessische Regierung ihn zum Richter ernannte.

on dem legendären Reichtum der Juden gab es in Mayen sehr wenig. In der Gemeinde gab es tatsächlich einen Millionär, Elias Rosenthal, der hochbetagt und als Vollinvalide 1920 verschied. Bis zu seinem Siechtum war er der erste Vorsitzende und der offizielle Vertreter der jüdischen Gemeinde. Die anderen reichen Juden in Mayen waren die Loebes, deren großes Wohnhaus und Büro in der Stehbachstraße standen. Sie besaßen Brechwerke und eine Tuffsteinfabrik bei Kottenheim und Kruft.

Gesellschaftliches Leben

Das gesellschaftliche Leben der Mayener Juden spielte sich hauptsächlich im Rahmen jüdischer Organisationen ab. Ein paar jüdische Veteranen waren Mitglieder in Kriegervereinen. Hermann Kohn, Inhaber eines Schuhgeschäftes in der Brückenstraße, war zweiter Brandmeister bei der Freiwilligen Feuerwehr, die drei Metzger gehörten zur Metzgerinnung und Leo Treidel zur Bäckerinnung. Einige Vereine lehnten jüdische Mitglieder ab.

Das jüdische Vereinsleben in Mayen ließ kein gesellschaftliches Vakuum aufkommen. Es gab einen jüdischen Kegelklub, der über diese sportliche Betätigung hinaus Picknicks, Ausflüge und Tanzabende organisierte. Die anderen jüdischen Organisationen waren eng mit dem religiösen Leben verbunden, vor allem die "Chewrah Kaddischah" (wörtlich: heilige Gemeinde), der fast alle verheirateten Männer beitraten. Zu den Pflichten der Chewrah Kaddischah gehörten Krankenbesuche, Anwesenheit am Sterbebett von Männern, wo Psalmen rezitiert wurden und nach Verscheiden des Kranken die rituell bestimmte Vorbereitung der Leiche zur Beerdigung. Die Chewrah hatte auch die Verantwortung, ein Minjan für Werktagsgottesdienste zu garantieren. Mit Ausnahme des letzteren übernahm der "Israelitische Frauenverein" diese Aufgaben für weibliche Gemeindemitglieder. Bei allen Todesfällen kamen die Frauen zusammen und nähten die Totengewänder aus Leinen, die zur Bestattung erforderlich waren.

Im Mittelpunkt des jüdischen Gesellschaftslebens stand der "Jüdische Jugendbund," dem Jung und Alt angehörten. Die offensichtliche Fehlbezeichnung des Vereins erklärt sich aus seiner Gründung. Ende des 19. Jahrhunderts bestand in Mayen ein "Jüdischer Jünglingsverein", der später auch Ehepaare und Mädchen aufnahm und sich dann "Jüdischer Jugendbund" nannte, ein Name, der zu jener Zeit gewiss dem Durchschnittsalter seiner Mitglieder entsprach. Da es aber in den Statuten des Clubs keine Altersgrenze gab, kam es dazu, dass zu meiner Zeit jede Altersstufe von 10 - 80 vertreten war. Der Bund organisierte kulturelle Veranstaltungen, Vorführungen und Vorträge, die in dem kleinen Gesellschaftsraum der Gastwirtschaft Löwenbach stattfanden oder in größerem Rahmen im Hotel

"Reiff" am Marktplatz. Dreimal im Jahre - zum Torah-Freudenfest (Simchath Torah) im Herbst, Chanukah um die Weihnachtszeit und Purim im März - lud der Jugendbund zu Tanzabenden ein; an Purim war es gewöhnlich ein Maskenball.

Diese Veranstaltungen fanden entweder im "Sterngarten" oder im "Zenthof" statt. In den zwanziger Jahren wurde dem Jugendbund eine Jugendgruppe angeschlossen, die aus der Jugendbewegung erwachsen war und für die Teens Heimabende und Wochenendfahrten organisierte. Wir trafen uns auf solchen Ausflügen gewöhnlich mit Jugendgruppen aus Koblenz, Neuwied, Trier und Wittlich.

Viele Juden waren Mitglieder in jüdisch - politischen Organisationen. Die meisten davon gehörten zum C. V. (Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens). Wie der programmatische Name andeutet betrachtete diese Bewegung das Judentum als Religion, lehnte alle zionistischen und nationaljüdischen Bestrebungen ab und trat für volle bürgerliche Gleichberechtigung der Juden ein. Die Haltung des Vereins läßt sich am besten in dem Satz zusammenfassen: "Deutsch ist, wer Deutsch als Muttersprache spricht." Mitglieder bezogen die wöchentlich erscheinende "C. V. Zeitung".

Im Gegensatz zum C.V. hatte die zionistische Bewegung (Z. O. f. D. = Zionistische Organisation für Deutschland Zeitung: "Jüdische Rundschau") nur sehr wenige Anhänger in Mayen: die Ärzte Dr. Adler und Dr. Hirsch, Rechtsanwalt Wallenstein und der Postamtmann Steinweg, die alle während ihrer Studienzeit zionistischen Verbindungen angehört hatten. Nach Hitlers Machtergreifung änderte sich diese Proportion zugunsten der Zionisten. Enttäuscht und bitter verließen die meisten Mitglieder den C.V. und unterstützten die zionistische Bestrebung, in Palästina einen Judenstaat als Zufluchtstätte zu errichten. Es gab genügend Überläufer, um die Gründung einer zionistischen Ortsgruppe zu rechtfertigen.

Nahezu alle jüdischen Kriegsteilnehmer gehörten zum RjF (Reichsbund jüdischer Frontsoldaten), 1920 in Berlin von dem Hauptmann Leo Löwenstein gegründet, nicht nur als Veteranenorganisation, sondern auch zur Abwehr gegen den Antisemitismus, besonders gegen die Anschuldigung, dass die Juden im Kriege Drückeberger und Etappenschweine gewesen seien. Der Bund brachte in Broschürenform die Namen aller jüdischen Kriegsgefallenen (ca. 12 000) heraus und die Wochenschrift "Der Schild". Politisch vertrat er dieselbe Richtung wie der C. V. Der Vorsitzende in Mayen war während des Bestehens der Ortsgruppe der Viehhändler Jakob Mayer (Kehriger Straße), der als Unteroffizier an der Ostfront durch Bauchschuss schwer verwundet und mit dem EK 1 ausgezeichnet worden war. (Er konnte nach der Kristallnacht nach den USA auäwandern)

Andere jüdische Organisationen, die in Deutschland existierten, hatten in Mayen keine Anhänger. Es gab keine Freimaurer, keine Mitglieder in der ultra-orthodoxen Agudath Israel, im Verband national-deutscher Juden (nach ihrem Gründer "Naumanianer" genannt, der die völlige Assimilierung ins Deutschtum unter Aufgabe der religiösen Verbindung zum Ziele hatte) und auch keine Revisionisten, rechtsradikale Zionisten, die in Israel heute in der Likudpartei von Begin und Schamir vertreten sind.

Politische Einstellungen

In der lokalen und nationalen Politik waren die Mayener Juden recht zurückhaltend. Man war vorsichtig. "Nur nicht exponieren", hieß es. Ihre politische Einstellung entsprach dem

politischen Verhalten aller deutschen Juden. Sie wählten meistens die toleranten linksliberalen Parteien, im Kaiserreich die Fortschrittspartei, in der Republik die Deutsche Demokratische Partei (seit 1930 Staatspartei genannt). Aus religiösen und wirtschaftlichen Gründen unterstützten sehr wenige die Sozialdemokraten. Ein paar fromme Juden gaben ihre Stimmen dem Zentrum, der Partei, die in Preußen für religiöse Gleichberechtigung focht. (Bei den Landtagswahlen 1932 stand der prominente Zionist Georg Kareski an aussichtsloser Stelle auf der Zentrumsliste in Berlin). Jüdische Rechtswähler gab es in Mayen keine, vielleicht mit der Ausnahme von Dr. Gottschalk, der mit der Deutschen Volkspartei sympathisierte. Bei den Landtagswahlen 1932 stand zum Erstaunen der Mayener Juden der Name von Dr. Adler, der sich politisch nie betätigt hatte, auf der Staatsparteiliste im Wahlkreis Koblenz - Trier, in dem diese Partei nie einen Erfolg verzeichnen konnte. Im Mayener Stadtrat, in dem die Zentrumspartei dominierte, räumte man den Juden einen Sitz auf der Liste des "Bürgerblocks" ein, einer Fusionspartei von bürgerlichen Wählern, die nicht das Zentrum unterstützten. Wie oben berichtet, hielt Dr. Gottschalk dieses Mandat. Sein Nachfolger war Julius Löb, Chef der erwähnten Firma.

Dem Judentum war er entfremdet. Nach dem Tode seiner sehr frommen Mutter besuchte er keinen Gottesdienst mehr oder irgendwelche anderen jüdischen Veranstaltungen. Er trat jedoch nicht aus der Gemeinde aus und bezahlte seine Kultussteuer. Nach der Kristallnacht beging er Selbstmord und wurde auf dem jüdischen Friedhof beigesetzt. Für eine Wahlperiode in den Zwanziger Jahren saß Jakob Kaufmann (nicht mit uns verwandt, aber ein guter Freund meines Vaters) als Mitglied der sozialdemokratischen Fraktion im Stadtrat. Er war Rentier und kandidierte weniger aus Überzeugung für diese Partei, sondern - wie er im engen Freundeskreis verlauten ließ - aus Langeweile. Die Partei hatte ihm das Mandat angeboten, um jüdische Wähler anzuziehen. Wie weit sie damit erfolgreich war, ließ sich nie feststellen.

Während der letzten fünf Jahre vor Beginn des Hitlerregimes war Ludwig Treidel, ein Sohn des Viehhändlers Isaak Treidel in der Polcher Straße, der einzige jüdische Kommunist in Mayen. Er war Zeit seines Lebens ein Außenseiter in der Gemeinde. Man munkelte, dass er nicht ganz normal sei, was aber nicht stimmte. Er hatte früh seine Mutter verloren und war in einem frauenlosen Haushalt aufgewachsen. Nur mit dürftiger Volksschulbildung ausgestattet, hatte er keinen richtigen Beruf erlernt. Er half seinem Vater beim Viehhandel, gewöhnlich als Treiber. Er besaß außerordentliche Körperkräfte und hob Schwergewichte, aber er war durch schlechte Sicht sehr behindert und stotterte, was ihm den Spitznamen "Lulu" einbrachte. Wie er seinen Weg zum Kommunismus gefunden hatte, ist unklar. Er liebte politische Diskussionen, wobei er Marx und Lenin - wahrscheinlich vom Hören-Sagen - zitierte, da nicht anzunehmen ist, dass er deren Werke lesen konnte. Er nahm an jeder kommunistischen Versammlung teil und marschierte stolz bei Umzügen mit. (In Mayen stand die KPD mit zwei Stadratsmitgliedern an dritter Stelle).

Die Mayener Juden bedauerten seinen frommen Vater und verfolgten die politische Betätigung des entarteten Sohnes mit einer Mischung von Besorgnis und Spott. Nach dem Reichstagsbrand im Februar 1933 wurde Ludwig verhaftet und ins KZ Dachau gebracht. Nach einigen Monaten kam er nach Mayen zurück, bedrückt, eingeschüchtert und schweigsam, und suchte nun Anschluss an die bisher ignorierte jüdische Gemeinschaft. Im Sommer 1935 wurde er aus ungeklärten Gründen wieder verhaftet und erhängte sich im

Mayener Gefängnis - so sagte man wenigstens. Seine Beisetzung auf dem jüdischen Friedhof wurde von zwei Gestapobeamten überwacht. Im allgemeinen kann man von der politischen Einstellung der Mayener Juden sagen, dass sie von der Frage bestimmt wurde: "Ist das gut für die Juden?"

Das zeigte sich besonders nach dem Zusammenbruch der bürgerlichen Parteien seit 1930. Fast alle Mayener Juden wählten nun die SPD, nicht nur aus weltanschaulichen Betrachtungen, sondern auf Grund nüchterner Erkenntnis, dass diese Partei die Hauptstütze der Republik und ein Damm gegen die faschistische Sturmflut war.

Friedliches Zusammenleben vor der NS-Zeit

Vor der Hitlerzeit lebten die Mayener Juden friedlich zusammen mit ihren christlichen Mitbürgern. Man war freundlich und nachbarlich gegeneinander; enge Freundschaften mit gegenseitigen Familienbesuchen gab es jedoch kaum. Sie unterhielten sich mit Nichtjuden im Mayener Platt, untereinander sprachen sie eine Art rheinisches Hochdeutsch, in das jüdische Ausdrücke eingemischt waren. Diese Ausdrücke basierten auf hebräischen Worten und waren mit deutschen Vor- und Nachsilben ein Überbleibsel des westlichen Jiddisch oder Juden-Deutsch (im Gegensatz zum Jiddisch der Ostjuden), das seit der Emanzipation im 19. Jahrhundert aufhörte, die jiddische Umgangssprache zu sein. Merkwürdigerweise benutzten die christlichen Metzger in Mayen diese jüdischen Ausdrücke in ihren Geschäftsbeziehungen mit Juden. (Ich bin erstaunt, solche jüdischen Ausdrücke in gegenwärtigen deutschen Zeitschriften zu finden wie z. B. "Maloche", "betucht", "Ganove", "Reibach" und andere mehr).

Natürlich gab es auch einen guten Schuss Antisemitismus in Mayen, aber er war individuell und bis zum Anwachsen des Nationalsozialismus unorganisiert. Er äußerte sich gewöhnlich in Anpöbeleien, mit Schimpfworten wie "Stinkiger Jütt" oder "Dreckjütt", und kam meistens von Arbeitern und Jugendlichen. Wir wurden ermahnt, solche Attacken zu ignorieren. Der Antisemitismus der "besseren Klassen" zeigte sich in folgender Weise: Man sprach nicht mit Juden und wechselte keinen Gruß mit ihnen. Der Antisemitismus wurzelte in der Religion und war aus dem Mittelalter überliefert. Das zeigte sich besonders in der Karwoche, in der die Liturgie stark antisemitische Tönung hatte (Siehe z. B. Kapitel 5 des Johannes-Evangeliums). Dazu kam noch eine Art von wirtschaftlichem Antisemitismus, der sich besonders in wirtschaftlich schwierigen Zeiten gegen die jüdischen Konkurrenten richtete.

Jüdische Identität zwischen Geborgenheit und Ausgrenzung

In den ersten sechzehn Jahren meines Lebens hatte ich, mit Ausnahme eines Nachbarjungen, nur jüdische Freunde, natürlich während meines Besuches der jüdischen Volksschule, aber auch noch auf dem Gymnasium, solange ich dort jüdische Klassenkameraden hatte. Im eigenen Kreise fühlten wir uns nicht angefeindet und bedroht. Wir gingen zusammen in die Schule. Oft trafen wir uns auf dem Schulweg oder holten einander zu Hause ab, spielten nach der Schule zusammen, saßen im Gottesdienst zusammen. Unsere Eltern waren alle miteinander befreundet und wir fühlten uns in dieser selbst auferlegten Isolierung geborgen und wohl. Unser Eintritt ins Gymnasium, unsere erste Erfahrung in einer christlichen Schule, änderte nicht viel an dieser Situation. Nur wenige Juden waren während

meiner Schulzeit auf dem Gymnasium: drei mit mir in der Sexta, drei Freunde in der Quinta, einer in der Quarta und mein Freund Paul Mayer, Sohn des RjF-Vorsitzenden war in der Untertertia: (Die später berühmte Fernsehpersönlichkeit Werner Höfer war ein Klassenkamerad von ihm). Mit den drei jüdischen Primanern, von denen zwei aus Polch kamen, hatten wir keine freundschaftlichen Beziehungen.

Unsere Religionszugehörigkeit unterstrich unsere Identität. Wir waren vom Religionsunterricht, der im Rahmen des Stundenplans in der Klasse erteilt wurde, befreit. Unser Religionsunterricht fand nach Schulschluss im Hause des Religionslehrers statt. Es erregte gewöhnlich etwas Aufsehen und lud zu meist gutmütigen Bemerkungen ein, wenn wir die Klasse verließen und unsere Freistunde genossen: "Habt ihr Glück, dass ihr nicht den Katechismus büffeln müsst!" Eine besondere Abmachung befreite in Mayen die jüdischen Schüler vom Schreiben an Sabbat und Feiertagen. Es war immer peinlich, wenn wir einen vergesslichen Lehrer schüchtern daran erinnern mussten, denn es erregte manchmal Unwillen, dass wir nicht schreiben durften.

An den hohen Feiertagen (Neujahr und Versöhnungstag) brauchten wir natürlich nicht zur Schule zu kommen, mussten aber am nächsten Tag unserem Klassenlehrer eine schriftliche Entschuldigung aushändigen. An den drei Wallfahrtsfesten durften wir am Gottesdienst teilnehmen, mussten danach aber (ca. 11 Uhr) in die Schule. "Wo wart ihr?" Wir standen vor der Klasse und mussten erklären. Natürlich gab es diese Zugeständnisse nicht im "Dritten Reich". Von Obersekunda an, als ich der einzige Jude in der Oberklasse des Gymnasiums war, schrieb ich auch am Samstag (mit schlechtem Gewissen) und nahm nur an den hohen Feiertagen frei. Ich fand näheren Anschluss an meine christlichen Klassenkameraden, aber nur mit einem kam eine wirkliche Freundschaft zustande.

Norbert Müller, Sohn des Katasteramtsdirektors Josef Müller, hielt treu zu mir, auch als der Umgang mit Nichtariern nachteilig wurde. Nach dem Kriege ließ er sich in Bonn als Zahnarzt nieder. Ich besuchte ihn ein paar Mal dort. Auch von den übrigen Klassenkameraden wurde ich akzeptiert, aber unsere Beziehung beschränkte sich auf Schulpausen und Stadtbummel am Nachmittag.

Viele meiner Klassenkameraden liebäugelten schon mit den Nazis, ohne mich jedoch antisemitisch anzufinden. Ich muss gestehen, dass die "Judenfrage" nie mit mir debattiert wurde, obwohl wir zunehmend politische Themen diskutierten.

[zurück...](#)

NS-Zeit

Hochkommen der Nazis

Die Nazis erhielten auch (Man durfte sagen: sogar) in Mayen einen erstaunlichen Zustrom. Bis zum Beginn der Wirtschaftskrise sah man kaum eine braune Uniform oder Hakenkreuzfahne. Die Nazis waren bis 1933 nicht im Stadtrat vertreten. Arbeitslosigkeit und Geschäftsbankrotte führten den beiden radikalen Parteien NSDAP und KPD neue Anhänger zu.

Besonders das durch wirtschaftlichen Ruin deklassierte Bürgertum erhoffte von Hitler einen Umschwung - und auch die Ausschaltung jüdischer Konkurrenz. Jede Notverordnungsmaßnahme der hilflosen Reichsregierung, die Gehaltskürzungen und neue Steuern

brachten mehr enttäuschte und verbitterte Menschen in die Reihen der Nazis.

Hierzu ein Beispiel aus persönlicher Erfahrung: Ein bisher freundlicher Kollege meines Vaters, ein frommer Katholik und Zentrumswähler, schrie empört nach Einführung der Salzsteuer: "Jetzt aber nur noch Hitler!" Vor den Septemberwahlen 1930 eröffnete die NSDAP eine Geschäftsstelle in der Mauerstraße. In ihren Schaufenstern hing der "Völkische Beobachter" und der aufreizende obszön - antisemitische "Stürmer" mit seinem Motto: "Die Juden sind unser Unglück." Auf den Straßen wurden Hassflugblätter verteilt. Die Nazis waren in Mayen ein politischer Faktor geworden.

Der Durchbruch der Nazis in den Wahlen zur zweitstärksten Partei im Reichstag erschütterte die Juden. In Mayen kam es immer häufiger zu Zwischenfällen auf der Straße und in Lokalen, manchmal sogar zu Schlägereien. Auf der Straße, beim Stadtbummel wurden Klassenkameraden manchmal von uniformierten Hitlerjungen angehalten: "Schämt ihr euch nicht?", was sich auf meine Gegenwart bezog. In der Schule gab es keine Naziuniformen oder -abzeichen. Ich glaube, das wurde nicht toleriert. Ein Hakenkreuz, mit Kreide an die Wand der Schülertoilette gezeichnet, wurde vom Hausmeister sofort entfernt, und unser Direktor wetterte in der Aula über "nationale Schmierfinken."

Der Direktor, wie fast alle Herren des Kollegiums, war ein treuer Zentrumsmann, der oft als Wahlredner in umliegenden Dörfern auftrat. Nur ein Mathematiklehrer, der im Kriege Artillerieoffizier gewesen war, trug das Stahlhelmabzeichen im Knopfloch und gelegentlich die Uniform.

Weitere Wahlsiege der Nazis betrachteten die Juden mit einer Mischung aus Resignation und Sorge. Vom Auswandern sprach niemand. Optimisten stritten sich mit Pessimisten. "Es wird nichts so heiß gegessen, wie's gekocht wird." - "Ihr werdet Euch noch wundern!" "Das geht alles vorüber!" - Die Nazis wurden die weit stärkste Partei im Reichstag und Göring Reichspräsident. Nazis saßen auf Ministersesseln in Thüringen und in Braunschweig. Den Juden geschah nichts Ungewöhnliches in diesen Ländern. Und die Optimisten schienen recht zu behalten. Bei den Neuwahlen am 6. November 1932 verließen zwei Millionen Wähler die Partei, deren Vertretung im Reichstag 35 Sitze einbüßte. "NSDAP - nun sind die auch pleite", frohlockten wir. Der neu gewählte Reichstag trat nie zu einer Sitzung zusammen. Am 27. Januar trat die Regierung Schleicher zurück. "Kommt das Dritte Reich?" fragte die Schlagzeile im sozialdemokratischen "Vorwärts".

Am Montag, dem 30. Januar, der bald zu dem Nationalfreiertag "Tag der Machtergreifung" erhoben wurde, kam ich auf dem Heimweg von der Schule an der Buchhandlung Schreder vorbei, die auch die "Mayener Zeitung" verlegte. Eine Gruppe von Leuten starrte auf das Extrablatt im Schaufenster. Da stand es in roten, dicken Buchstaben: "Hitler Reichskanzler."

Das Befürchtete, doch nicht mehr Unerwartete, war Wirklichkeit geworden. Die Leute lasen schweigend, keiner jubelte, keiner fluchte. Nur einer schüttelte den Kopf: "Soll er mal zeigen, was er kann; Goldstücke wird's nicht regnen." Die Juden waren besorgt, doch nicht in Panik. Sie telefonierten oder besuchten einander, stellten oder hörten sich Prognosen an, saßen am Radio, erfuhren aber wenig mehr als die Namen der Kabinettsmitglieder.

"Also nur drei Nazis; die Deutschnationalen haben die Situation in der Hand, sie werden die Nazis zähmen." ("Wir haben uns Herrn Hitler engagiert, " lächelte Herr Papen an jenem Abend überlegen im Berliner Herrenclub). Und am Abend dieses Tages marschierten Zehntausende in Parteiuniform an der Reichskanzlei vorbei. Wir hörten die Musik und

den Jubel am Radio und hielten den Atem an. Mayen blieb ruhig; nichts schien sich geändert zu haben. Der Reichstag wurde aufgelöst zum - dritten Mal innerhalb von sechs Monaten. Hitler gab im Rundfunk die Regierungserklärung und das Wahlprogramm bekannt. Zum ersten Male hörte ich die Stimme des "Führers." Wir lauschten gespannt auf das eine Zündwort, das aber nicht fiel (noch nicht). "Die Juden".

Mayen im Zeichen des Hakenkreuzes I

Bisher hatte die Welt Deutschland, Mayen Hitler unterschätzt. Niemand war deshalb vorbereitet auf die Schnelligkeit und Heftigkeit, mit der die Nazis Deutschland in das "Dritte Reich" verwandelten. Am 27. Februar, Rosenmontag, brannte abends der Reichstag. Eine Woche vor den Wahlen suspendierte der schon etwas senile Reichspräsident auf Drängen Hitlers (die Kommunisten wurden der Brandstiftung beschuldigt) die von der Verfassung garantierten Bürgerrechte. Um die drohende kommunistische Machtübernahme - so lautete die Fiktion - zu verhindern, erhielt die Polizei Verstärkung. SA und SS wurden zur Hilfspolizei erklärt und bewaffnet. Am nächsten Tag begannen in Mayen die Verhaftungen. Zum ersten Mal hörten wir das Wort "Schutzhaft". Kommunistische Führer, unter ihnen Ludwig Treidel, und einige Sozialisten wurden aus ihren Wohnungen geholt und verschwanden. Man flüsterte von Konzentrationslagern und Gestapo. Man wurde sehr vorsichtig mit Unterhaltungen. Auf einmal lag tiefe Furcht über uns.

In diesem Klima von Drohung und Einschüchterung fand die Wahl statt, die Hitler eine parlamentarische Mehrheit bringen sollte. Am Abend vor der Wahl läuteten alle Kirchenglocken, und ein langer Fackelzug marschierte durch die Straßen der Stadt. Mit Enttäuschung und Bestürzung sahen wir Juden die ersten "Märzgefallenen". Biedere Bürger, Geschäftsleute und Arbeiter, die bisher treu zur Republik gestanden hatten, trugen die Fackel des neuen Deutschlands.

Am 22. März 1933, dem "Tag von Potsdam", wurde der neue Reichstag feierlich eröffnet. Die Mehrheit, die man Hitler an der Wahlurne verweigert hatte, war durch Regierungsverordnungen erzielt worden. Die KPD war aufgelöst, ihre 81 Abgeordneten konnten nicht ihre Sitze einnehmen. Dazu hatte man noch genügend Sozialdemokraten in Schutzhaft genommen, um Hitler die absolute Mehrheit im Parlament zu garantieren.

Der "Tag von Potsdam" war Nationalfeiertag mit Flaggenzwang. In Mayen sah man noch erstaunlich wenige Hakenkreuzfahnen. Von den meisten Fenstern wehte die alte Schwarz-Weiß-Rot, viele mit aufgenähtem Hakenkreuz in einem weißen Kreis. Die Juden, die von dem Flaggenbefehl nicht ausgenommen waren, hissten die Mayener Stadtfahne Grün-Weiß-Rot. Jeder, der dazu befugt war, trug Uniform. Braun herrschte vor, und zum ersten Mal sahen wir in Mayen das Schwarz der SS. Dazu kamen "Stahlhelm" - Uniformen und, erstaunlicherweise, ein paar alte Offiziersuniformen aus dem Weltkrieg. An diesem Tag wagten wir Juden uns nicht auf die Straße.

Am nächsten Tag trat der Reichstag in der Krolloper zusammen, einem Haus, das der Auf- führung von komischen Opern und Operetten gedient hatte. Der Führer verlangte - und der eingeschüchterte Reichstag gewährte Hitler - volle Macht. Der Reichstag wurde verabschiedet und trat in jener Form nie mehr zusammen.

Nach den Kommunalwahlen am 12. März zogen die Nazis mit fünf Stadtverordneten zum ersten Mal in den Mayener Stadtrat. Sie lagen jedoch knapp hinter dem Zentrum. Trotz-

dem setzten sie den Bürgermeister Scholtisek ab und ernannten einen Mayener Nationalsozialisten zu seinem Nachfolger. Ähnlich ging es in dem neuen Kreistag zu, der feierlich in der Aula des Gymnasiums eröffnet wurde. (Erstaunlicherweise eröffnete ein Orchester die Feierlichkeiten mit der Ouvertüre zu der Oper "Raimond" von dem französischen Komponisten Ambroise Thomas).

Wir erfuhren nun, was die Nazis unter nationaler Revolution verstanden. Alle Ämter wurden "gleichgeschaltet", nur Nazis konnten leitende Positionen einnehmen, nur das Hakenkreuz wurde als Flagge geduldet.

Wer nicht freiwillig sein Amt zur Verfügung stellte, wurde in Schutzhaft genommen, bis er durch den Willen zur Kooperation seine Freiheit erwirkte. So auch der Postamtman Steinweg, der nach einstündiger Inhaftierung freiwillig sein Amt niederlegte und am selben Tage noch Mayen verließ. An allen nichtjüdischen Geschäften und Lokalen erschienen Aufkleber (sie wurden für 50 Pfennig pro Stück verkauft) mit der Aufschrift "Deutsches Geschäft" oder "Juden unerwünscht". Über die Straßen spannten sich Transparente mit Hetzparolen wie "Kauft nicht bei Juden!" - "Die Juden sind unser Unglück" - "Wer den Juden kennt, kennt den Teufel!" - Die meisten Mayener ignorierten diese Schlagworte und lächelten mitleidig. Uns erschienen sie als ein verhängnisvolles Programm kommender Ereignisse.

Am Samstag, dem ersten April, stand vor jedem jüdischen Geschäft und Büro ein uniformierter Nazi, der mit Plakat und Zuruf warnte: "Kauft nicht bei Juden!" Kunden wurde der Zutritt zu Geschäften verwehrt, Patienten wurden vom Besuch der Ärzte abgehalten. Rechtsanwalt Wallenstein verwehrte man den Eintritt ins Amtsgericht. Vor unserem Metzgerladen postierte sich ein junger SA-Mann, dessen Familie sozusagen bei uns aufgewachsen war. Als sein Vater aus Gesundheitsgründen nicht mehr arbeiten konnte, erließ mein Vater ihnen die Miete und versorgte sie mit Fleisch- und Wurstwaren. Später erhielt seine Mutter eine Anstellung als Hausmeisterin am Lyzeum. Wir blieben in freundschaftlich-nachbarlicher Verbindung - bis 1933. - "Ausgerechnet du? " entfuhr es mir. "Scher dich fort", knurrte er, "ich bin im Dienst, oder du kommst hin, wo ihr alle hingehört." Ich scherte mich fort in das Haus, in dem er jahrelang umsonst gewohnt hatte.

Der eintägige Boykott, mit dessen Durchführung der Führer den rabiatesten Antisemiten in Deutschland und Herausgeber des "Stürmers", Julius Streicher, beauftragt hatte, hätte uns Juden zeigen sollen, was wir zu erwarten hatten. Er wurde erklärt als Deutschlands Antwort auf die Verbreitung "jüdischer Gräuelmärchen" im Ausland. Damit meinte man Berichte, die Journalisten an ihre Zeitungen geschickt hatten. Im Gegensatz zu vielen anderen Orten, wo Juden an diesem Tag misshandelt wurden, kam es in Mayen zu keinen Ausschreitungen, im Gegenteil: einige Mayener Bürger machten demonstrativ unnötige Einkäufe in jüdischen Geschäften. ("Du hast wohl die Zeit noch nicht verstanden", wurde einer vor unserem Laden gewarnt).

Als einziger jüdischer Schüler in der Oberprima

Unter meinen Mitschülern, die jetzt auch in der Schule ihre Nazisympathie zeigen konnten, herrschte große Freude, die sich in lautem Triumph äußerte. Ich wagte nicht mehr, mich in die politischen Diskussionen, die hitzig in den Pausen ausgetragen wurden, einzumischen. Die Lehrer äußerten sich nicht in der Klasse; der Direktor, vor kurzem noch Strei-

ter gegen die "nationalen Schmierfinken", schien sehr zurückhaltend und nachdenklich. In der ersten Februarwoche flaggten alle öffentlichen Gebäude der Stadt halbmast, in Trauer um die Opfer eines schweren Grubenunglücks an der Saar.

Unserer Schule gegenüber lag das Arbeitsamt. Wir standen während einer Pause am Fenster unseres Klassenzimmers und schauten auf die Fahne, die schlaff aus einem Fenster des Arbeitsamts hing. Jemand klopfte mir auf die Schulter und zeigte auf die Fahne. "Das ist das letzte Mal, dass du den Fetzen Schwarz-Rot-Schweiß zu sehen bekommst." Der Sprecher war ein schwächlicher asthmatischer Junge mit dicklinsigen Augengläsern- Seiner körperlichen Gebrechen wegen war er unfähig, einer uniformierten Einheit der Partei beizutreten und ich kann mir nicht denken, dass er später in der Wehrmacht diente. Er war schon einmal sitzen geblieben, hatte auch in diesem Jahr Schwierigkeiten und hoffte, seinen schulischen Misserfolg durch "nationale Betätigung" ausgleichen zu können. ("Nationale Betätigung" wurde tatsächlich beim Abitur in Betracht gezogen, mit dem Resultat er und ein anderer schwacher Kandidat diese Prüfung bestanden). Als Oberprimaner war er der weltanschauliche Studentenfürer, hielt Versammlungen in der Aula ab, an denen auch ich teilnehmen musste, und ich ließ mich auf diese Weise von ihm über die verderblichen Einflüsse des internationalen Judentums "belehren". "Fermente der Dekomposition" las er von einem wahrscheinlich vorgegebenen Manuskript vor. Als Lehrer in Danzig begegnete ich ihm ab und zu auf der Straße. Ich nehme an, er war Student an der Technischen Hochschule dort. Er erkannte mich so gut wie ich ihn, aber er ging blick- und wortlos an mir vorbei.

Eines Abends spät warteten wir beide per Zufall an der Haltestelle im Vorort Langfuhr auf die letzte Straßenbahn. Außer uns war kein Mensch auf der Straße. "Soll ich ihn ansprechen?" fragte ich mich. Er starrte in den Mond. Ich unterließ es. Die Straßenbahn kam, wir stiegen in verschiedene Wagen ein. Ich habe ihn nie wieder gesehen, habe mich nie nach ihm erkundigt, weiß nicht, ob er den Krieg überlebt hat. Der "Fetzen" aber weht wieder über Deutschland.

Nach verlängerten Osterferien, um den Schulen Gelegenheit zu geben, sich der "neuen Zeit" anzupassen, begann das neue Schuljahr, und ich trat in die Oberprima ein. Es sollte das deprimierendste Jahr meines bisherigen Lebens werden. Meine Welt war zusammengebrochen, meine Träume, Pläne, Hoffnungen vernichtet. Eine unsichtbare Hand hatte die Weichen neu gestellt, und meine Lebensbahn schien sich auf einem toten Geleise zu verlaufen. Ich dachte sogar daran, meine Schullaufbahn abubrechen. Aber was sollte ich dann anfangen, und vielleicht würden die schulischen Anforderungen mich von den brutalen Geschehnissen etwas ablenken.

Als äußeres Zeichen der neuen Zeit flatterte das Hakenkreuz vom Dach des Gymnasiums und von einem neu errichteten Mast im Schulhof. Schüler erschienen in Uniformen: Jungvolk in den Unterklassen, Hitlerjugend bei den Älteren. Unter den Primanern waren sogar einige schon in SA-Kluft.

Unsicher betrat ich mein neues Klassenzimmer. Uniformen hatte ich natürlich erwartet, aber in ihnen steckten schließlich die alten Mitschüler, die einmal meine Kameraden waren. Ich stieß auf brüskierende Ablehnung, die mich damals tief verletzte, die ich heute aber verstehe. Bei den meisten - wir waren neunzehn Oberprimaner - hielten Furcht und Vorsicht sie ab, sich mir zu nähern, mit mir zu sprechen. Einige zeigten nun offen ihren bisher latenten Hass. Jedenfalls war ich isoliert. Niemand setzte sich neben mich. In der

Gleichung des "Dritten Reiches" waren die Freunde seiner Feinde auch seine Feinde. Und wo jetzt Zulassung zur Universität nur mit Genehmigung des Gauleiters möglich war, musste man eben vorsichtig sein.

Der erste Lehrer trat ins Klassenzimmer, hob verlegen die Hand zum Hitlergruß. Die Klasse, die sich bisher immer etwas leger erhoben hatte - ein ungeschriebenes Privileg der Oberklasse - schnellte hoch und donnerte "Heil Hitler" mit ausgestrecktem Arm im Winkel von 110 Grad, so wie das Reglement es vorschrieb.

Außer dieser neu eingeführten Grußzeremonie zeigte sich bei den meisten Lehrern keine Veränderung. Sie schienen stiller zu sein, mehr verhalten. Es gab nur noch wenige persönliche Bemerkungen und freien Gedankenaustausch. Gemäß dem neu verordneten Führerprinzip war der Schulleiter, sonst primus inter pares, zum Direktor geworden, in welche Rolle unser Direktor sich spielend leicht einfühlte.

Neu war auch ein Musiklehrer, der schneidig in SA-Uniform auf seinem Motorrad anfuhr. Er ignorierte mich das ganze Jahr und erteilte mir am Ende, ohne Bewertung meiner Leistungen eine neutrale Drei.

In Deutsch und im Geschichtsunterricht wurde die Einwirkung der neuen Zeit besonders deutlich. Außer den üblichen Klassikern lasen wir nun auch den Wälzer "Volk ohne Raum" von Hans Grimm, Johsts "Schlageter" und ein Schauspiel "Neidhard von Gneisenau" (ich habe den Namen des Verfassers vergessen), das als besonders wertvoller Beitrag zum Zeitgeist galt.

Den Geschichtsunterricht übernahm der "Chef" selbst. Er war Altphilologe und unterrichtete gewöhnlich Latein und Griechisch in der Untersekunda. Wie sich bald herausstellte, sah er in seinem neuen Wirkungsbereich die beste Gelegenheit, die Nazis von seiner Umkehr von früherem Irrtum zu seiner nunmehr politischen Zuverlässigkeit zu überzeugen. Den Lehrplan ignorierte er weitgehendst. Leitartikel und Reden von Hitler und anderen Naziprominenten wurden als Text benutzt und zur Lektüre befohlen. Er bemühte sich sehr um Parteimitgliedschaft, aber die Nazis hatten ihm noch nicht ganz verziehen. (Er musste noch zwei Jahre darauf warten und erreichte dieses Ziel erst, nachdem er einen katholischen Geistlichen denunziert hatte, der während einer Schulmesse staatsfeindliche Bemerkungen gemacht haben sollte).

Geschichte war immer mein Lieblingsfach gewesen. Jetzt war es für mich eine Qual, stumm dazusitzen und mir das alles anzuhören. Ich wagte es, zu dieser Zeit ein Tagebuch zu beginnen - an die Gefahr von Haussuchungen dachte ich nicht - dem ich etwas sporadisch meine Eindrücke und Reaktionen anvertraute. Hier kann ich lesen: "Wer sich jetzt noch nicht voll und ganz hinter diese Regierung stellt, der hat keinen Platz mehr in unserem Vaterland." (Ein weiter Weg, doch schnell durchschritten seit den "nationalen Schmierfinken")

Während des Schuljahres wurden zwei neue Pflichtfächer eingeführt, an denen ich teilnehmen musste, da es noch keine Sonderbestimmungen für jüdische Schüler gab:

Rassenkunde und Wehrsport. In Rassenkunde hätte es schlimm zugehen können, aber im Vergleich zu vielen anderen Schulen (wie ich erfuhr) wurde ich nicht in Verlegenheit gebracht. Im Wehrsport machte ich Exerzier- und Geländeübungen mit. Bisher durften wir zur Turnstunde ungezwungen vom Gymnasium zur Turnhalle in der Bachstraße gehen. Von jetzt an zogen wir in Reih und Glied mit Gesang dahin. Zur Verlegenheit des Turnlehrers und zu meiner Kasteiung stimmte jemand gewöhnlich SA-Kampflieder an. So schall-

ten fröhlich - oder gehässig - die bekannten Refrains durch die Straßen: "Wenn das Judenblut vom Messer spritzt, dann geht's noch mal so gut." Und: "SA-Kameraden, hängt die Juden, stellt die Bonzen an die Wand!"

Mayen im Zeichen des Hakenkreuzes II - Abschied von Mayen

Gott sei Dank blieben diese Aufforderungen in Mayen einstweilen theoretisch; in Mayen wurde noch nicht gehenkt, und es spritzte auch noch kein Judenblut vom Messer. Im Gegenteil: Rückblickend scheint es mir unbegreifbar, dass während der ersten vier bis fünf Monate Juden noch in ihre Stammlokale gehen konnten. Doch diese Toleranz änderte sich jäh ("schlagartig," wie der Führer zu sagen pflegte). An dem Abend, an dem eine von der Partei angekündigte Sonnwendfeier verregnete, wurden alle jüdischen Familienväter verhaftet und zum Polizeirevier im Feilsgraben gebracht, wo sie von Gestapobeamten und Parteiführern einem Verhör unterzogen wurden. Alles war so gut organisiert, dass man auf sorgfältige Vorbereitung schließen muss. Es erwies sich jetzt als äußerst vorteilhaft, dass die Mayener Juden sich politisch nie exponiert hatten. Außer ihrem Nichtariertum konnte man ihnen wenig vorwerfen; sie waren immer gesetzestreue Bürger gewesen. Nach kurzer Untersuchung und Ermahnung, sich von nun an in acht zu nehmen, ließ man sie ohne weitere Zwischenfälle nach Hause gehen. - *Verhör meines Vaters: Polizeikommissar Rosenstock: "Sie haben immer eine scharfe Klinge gegen unsere Partei geschlagen." Antwort: "Ich habe nur meine jüdische Existenz verteidigt." Um Mitternacht war er wieder daheim.*

Harmlos wie diese Affäre glücklicherweise verlaufen war - wir hatten die beabsichtigte Lektion gelernt. Wir zogen uns noch mehr zurück und wichen, wo immer möglich, Bekannten auf der Straße aus, um sie nicht durch unseren "nicht-deutschen" Gruß in Verlegenheit zu bringen. Besonders hatten wir guten Grund, mit Gesprächen vorsichtiger zu werden. Die sprichwörtlichen Wände schienen wirklich sehr feinhörige Ohren zu haben. Auf Grund einer Denunziation verurteilte das Schöffengericht in Koblenz den Schuhhändler (und bis 1933 zweiten Brandmeister) Hermann Kohn wegen Verbreitung von "Gräuelmärchen" zu einem Jahr Gefängnis, das er in Köln absitzen musste. Der siebzehnjährige Sohn des Bäckers Leo Treidel erhielt ein Jahr Zuchthaus, das er in Wittlich verbüßte. Er hatte einem arischen Mädchen eine Fahrt auf der Lenkstange seines Fahrrades angeboten. Das sah das Gericht als versuchte Rassenschande an. Die Angst vor Denunziationen bewog viele Mayener Juden, ihre Dienstmädchen zu entlassen, ehe es durch die Nürnberger Gesetze (diese Gesetze, die den Juden die deutsche Staatsbürgerschaft nahm,) obligatorisch wurde.

Die Juden hatten die Kraftreserven, mit ihrer politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Isolierung fertig zu werden. In Mayen gründeten wir eine Sportgruppe, die unter dem Namen "Schild" vom RjF (*Reichsbund jüdischer Frontsoldaten*) gefördert wurde. Wir durften im Saale Kahlenborn, früher das offizielle Lokal der SPD, Leichtathletik treiben. Ein jüdischer Besitzer stellte uns eine Wiese in der Nähe der Kuhtrift als Sportplatz zur Verfügung. Wir trugen Wettspiele mit anderen Schild-Ortsgruppen aus und publizierten einen Tabellenstand in jüdischen Zeitungen.

In den Großstädten, vor allem in Berlin, schlossen sich ausgeschaltete jüdische Schriftsteller, Professoren, Vortragskünstler, Schauspieler und Musikanten zu einem Kulturbund zusammen, der auch Vorträge und Vorführungen in Provinzstädten veranstaltete. Die Maye-

ner Synagoge, bisher nur dem Gottesdienst geweiht, wurde Vortragshalle. Für jede Aufführung musste die Genehmigung der Gestapo eingeholt werden. Ich erinnere mich noch lebhaft an das Konzert eines Berliner Streichquartetts das uns den verpönten Mendelssohn vorspielte. Am Samstagabend und Sonntag nachmittags ging man nun in die Kaffeestube und Bäckerei Treidel, das einzige Lokal, seit die Wirtschaft Löwenbach nach dem Tode des Besitzers zugemacht hatte. Wein gab es dort nicht, nur alkoholfreie Getränke, Kaffee und Gebäck. Wir spielten Skat oder unterhielten uns. "Auswanderung" war das Hauptthema. Man hörte selten die optimistische Prognose, dass alles auch mal wieder anders kommen würde. Auch sagte niemand mehr: "Bleibe im Land und nähre dich redlich." Ernährung, redlich oder anders, war zum Hauptproblem geworden.

"Wir werden die Juden behandeln wie Blumen, denen man kein Wasser gibt", verkündete Göbbels, wir lassen sie verdorren." Die angedrohte Dürre zeigte sich bald in den jüdischen Geschäften. Die Kundschaft reduzierte sich mehr und mehr auf jüdische Käufer und ein paar mutige Christen, die sich nicht einschüchtern ließen. Die Agitation "Kauft nicht bei Juden" war besonders aktiv an Markttagen, wenn die Landbevölkerung in die Stadt zum Verkaufen und Einkaufen kam. Die jüdischen Metzger erhielten eine stark verringerte Zuteilung von Schlachtvieh oder manchmal gar keine.

Im Frühjahr 1936 schloss man die Wurstküche meines Vaters aus "hygienischen Gründen". Die zwei noch verbliebenen Ärzte (Hartmann und Hirsch) wurden aus der Krankenkasse ausgeschlossen und durften nur noch Privatpatienten behandeln. Dr. Hirsch, der fast ausschließlich Kassenpatienten hatte, schloss daraufhin seine Praxis. Jüdische Angestellte wurden entlassen; Arbeitserlaubnis hing von der Mitgliedschaft in der NS-Betriebszellenorganisation ab, die für Juden natürlich nicht in Frage kam. Jüdische Lehrlinge konnten ihre Lehre beenden und wurden dann auch arbeitslos. So wurde die wirtschaftliche Existenz der Juden erdrosselt, es gab in Deutschland keine Bleibe mehr für uns. Es war das Ziel der Nationalsozialisten, die Juden auf diese Weise zur Auswanderung zu zwingen, und wir besonders die Jugendlichen bereiteten uns auf Auswanderung vor. Wir organisierten Sprachkurse, um für das Leben im Ausland vorbereitet zu sein. Die bevorzugten Sprachen waren modernes Hebräisch für Palästina ("Iwrit", das sich in Aussprache und Wortschatz von der Gebetsprache unterschied), Englisch (die meiststudierte Sprache für Amerika, Großbritannien, Kanada, Australien und Südafrika) und Spanisch für Südamerika. Berufsumschichtungskurse boten landwirtschaftliche und handwerkliche Berufe für Kaufleute, Akademiker, Prokuristen und Bankbeamte, die mit ihren bisherigen Qualifikationen im Ausland nichts anfangen konnten. Junge Leute beiderlei Geschlechts versuchten oft eine Hachscharahstelle zu bekommen (Hachscharah = Vorbereitung), um in Palästina in einem Kibbuz aufgenommen zu werden. Wir waren also bereit zu gehen. Warum blieben denn so viele zurück und gingen schließlich in die vertikale Emigration durch die Schornsteine der Vernichtungslager? Noch heute muss ich Fragen beantworten, warum wir Juden so lange in Deutschland geblieben seien, warum mehr als die Hälfte - wahrscheinlich auch mehr als die Hälfte der Mayener Juden dort im Holocaust umkamen. Vielleicht stellen sich nachdenkliche Deutsche auch diese Frage.

An uns hätte es nicht gelegen, die Türen hielten uns die Nazis weit offen, aber die ersehnten Einwanderungsländer stellten ein Gitter vor diese Türen. Nach der "Kristallnacht" gab es keinen Juden mehr in Deutschland, der bleiben wollte. Raus, wo immer auch hin! Aber es gab nirgendwo Zuflucht. Die Welt sah zu, vielleicht verlegen und mit Schuldgefühl,

aber die Welt hatte ein Alibi: Wirtschaftskrise. Wir pochten zur unrechten Zeit an die Tore der erhofften Zufluchtsländer. Palästina? Um die Araber zu befrieden, drosselte die britische Mandatsregierung jüdische Zuwanderung auf ein Träufeln ab. Amerika hatte ein streng eingehaltenes Quotensystem, von dem es auch angesichts der Notzustände der deutschen Juden nicht abwich. Europa und die restliche Welt erforderten den Nachweis, dass der Einwanderer nicht der Regierung zur Last fallen würde und sich selbst ernähren konnte, ohne auf dem angespannten Arbeitsmarkt mit Einheimischen zu konkurrieren.

"Die Juden waren doch alle, wenn nicht reich, so doch wohlhabend. Sie hatten gewöhnlich genügend Besitz, um wenigstens zu Anfang ihr Leben zu fristen. Die Juden konnten ihren Besitz verkaufen und das Geld ausführen." So lautete die Theorie. Die Wirklichkeit sah anders aus. Vor der Auswanderung mussten die Juden erst eine "Reichsfluchtsteuer" entrichten, die etwa die Hälfte Ihres Besitztums verschlang. Sodann erlaubten die Devisengesetze nur eine äußerst beschränkte Reichsmarkausfuhr, mit Genehmigung der Reichsbank gewöhnlich auf 50 RM pro Person limitiert. Der Rest wurde auf ein Sperrkonto gesetzt, von dem der Betroffene nur persönlich und im Inland Geld abziehen durfte. Gold und Edelsteine, außer Eheringen konnten nicht ausgeführt werden. Das Resultat dieser Maßnahmen war, dass die Juden nur als Bettler auswandern konnten, und Bettler brauchte kein Land. Das Auswanderungsgepäck wurde im Hause des Betroffenen von der Zollfahndungsstelle streng untersucht. Bei einem Auswanderer - sein Name ist mir entfallen - entdeckte man eine goldene Uhr. Er wurde verhaftet, er und seine Frau kamen um. Von den Mayener Auswanderern gingen die meisten nach USA. Eine Handvoll ließ sich in Palästina nieder, eine Familie in Südafrika, die anderen mussten bleiben und sterben.

Auch ich trug mich - zwar noch etwas vage - mit Auswanderungsplänen. Erst wollte ich noch mein Abitur machen, man konnte nicht wissen, zu welchem Vorteil es mir gereichen würde. Um die Jahreswende erschien in der jüdischen Presse eine Aufforderung an jüdische Abiturienten, sich um Aufnahme in die Israelitische Lehrerbildungsanstalt (ILBA) in Würzburg zu bewerben, dem einzigen noch bestehenden (es gab einmal vier) jüdischen Lehrerseminar. Jüdische Schulen wurden in vielen Orten aufgemacht, aber es mangelte an Lehrkräften, um die Schulen zu besetzen. 1933 gab es in Deutschland ca. 50 jüdische Volksschulen, nur zwölf davon in Großstädten. Schulpflicht für jüdische Kinder bestand während der Hitlerzeit bis nach der "Kristallnacht", aber physische und psychische Verfolgung machte den Schulbesuch oft unmöglich.

Ohne zu zögern und mit Unterstützung meiner Eltern bewarb ich mich um Zulassung und trat kurz nach dem Abitur in die ILBA ein. Von nun an kam ich nur noch während der Ferien nach Mayen. Der Aufenthalt dort wurde immer schwieriger. Meine jüdischen Freunde hatten alle Mayen verlassen; sie wären ausgewandert oder auswärts auf Hachscharah oder zur Berufsumschichtung. Ich saß zu Hause und blies Trübsal und konnte es kaum erwarten, bis ich am Ferienende in die relative Geborgenheit des Seminars zurückkehren konnte.

Nach meiner Übersiedlung nach Danzig kam ich nur noch einmal in den Osterferien 1938 nach Mayen. Es war ein Abschiedsbesuch bei meinen Eltern, die im Mai nach Amerika auswandern konnten, wo meine Schwester schon seit zwei Jahren wohnte. Unsere Familie hatte das große Glück, dass zwei Brüder meines Vaters vor dem ersten Weltkrieg nach USA ausgewandert waren. Sie stellten für uns die notwendigen Bürgschaftserklärungen, dass wir nicht dem amerikanischen Staatsfiskus zur Last fallen würden, ohne die kein Im-

migrationsvisum ausgestellt wurde. So blieb meinen Eltern die Panik und Pein der "Kristallnacht" erspart, und meinem Vater besonders die Verschickung ins KZ Dachau, die die Männer der Gemeinde zu der Zeit mitmachten.

In Mayen richtete sich das organisierte Pogrom in der "Kristallnacht" (die "entfesselte Volkswut" in der Terminologie von Goebbels) nur gegen die Synagoge. Ich sage "nur", denn in anderen Orten ging es nicht so glimpflich ab. Es hieß später, dass die Synagoge von einem SA-Trupp aus Koblenz in Brand gesetzt worden sei. Ob das ein bloßes Alibi war, kann ich nicht beurteilen. Jedenfalls schlug man in Mayen keine Schaufenster ein, und auf den Bürgersteigen lagen nicht die Glasscherben, die der Nacht ihren Namen gaben. Am nächsten Tag mussten die jüdischen Mayener in der ausgebrannten Synagoge aufräumen. Dann wurden sie verhaftet und nach kurzem Gefängnisaufenthalt ins KZ Dachau transportiert, wo sie zwei Wochen inhaftiert blieben. Man entließ sie von dort mit der Mahnung, nichts zu erzählen und schleunigst ihre Auswanderung zu betreiben.

Wie ich nach dem Krieg von Spätauswanderern erfahren habe, gab es in Mayen nur einen krassen Fall von antisemitischer Brutalität. Als nach Kriegsausbruch Lebensmittelrationierung eingeführt wurde, durften Juden nur zu gewissen Zeiten einkaufen, und gewisse Artikel waren vom Verkauf an Juden ausgeschlossen. Die Frau des Viehhändlers Max Eggener, eine Frau von über siebzig, kam im Juli 1942 zum Einkauf in ein Lebensmittelgeschäft. Entweder war sie zur Sperrzeit in dem Laden oder sie hatte Waren verlangt, die Juden nicht zustanden – jedenfalls versetzte ihr ein entrüsteter Parteigenosse einen heftigen Tritt. Die Frau ging weinend nach Hause. In der Nacht erlag sie einem Herzschlag. Ihre Beisetzung dürfte das letzte jüdische Begräbnis in Mayen gewesen sein. (gest. 2.7.1942) ²⁾

Am Ende meines oben erwähnten Abschiedsbesuches brachte mich mein Vater zum Ostbahnhof. Auf dem Bahnsteig sagte er zu mir: "Schau dir noch mal die Stadt an. Du wirst Mayen nie wieder sehen." Wir gingen an das westliche Ende des Bahnsteiges, von wo man die Stadt übersehen konnte. Un regard d'adieu – ein letzter Blick. In dem Augenblick kam es mir zum Bewusstsein, dass ich keine Heimatstadt mehr hatte. Mayen war für mich nur noch der Formularbegriff: Geburtsort. Ich war überzeugt, dass ich Mayen nie wieder sehen würde.

[zurück...](#)

NACH DEM KRIEG

Vom schwierigen Wiedersehen mit der alten Heimat

Ich sah Mayen wieder, aber ein ganz anderes Mayen. Ungefähr sechs Wochen nach Deutschlands Kapitulation nahm ich einen kurzen Urlaub von meiner Einheit in Berchtesgaden und kam zurück in meinen Geburtsort mit den Schulterspannen eines Oberleutnants nicht im Triumph und gewiss nicht aus Rachegefühl. Ich wollte wissen, was aus den Mayener Juden geworden war, ob es Überlebende gab und ob und wie ich ihnen helfen konnte. Es war gegen Abend eines sonnigen, warmen Junitages, als Ich vom Ostbahnhof, der Stelle meines Abschiedsblicks im April 1938, auf die Stadt schaute.

Ich war nicht auf das Trümmerfeld gefasst, das sich meinen Augen bot, obwohl ich überall in Deutschland zerstörte Städte gesehen hatte. Mein Fahrer steuerte langsam durch die enge Fahrbahn, die man freigelegt hatte. Am St.-Veit-Park sah ich das erste bekannte Ge-

sicht, die Tochter eines Konrektors, die mir während meiner Schuljahre flüchtig bekannt war. Wir fuhren in einem offenen Wagen, und sie erkannte mich sofort. Sie blieb stehen, riss die Augen auf und schlug entsetzt wie mir schien die Hände vor den Mund, als ob sie ein Gespenst gesehen hätte. "The beloved returns", sagte ich zu meinem Chauffeur. "Der Geliebte kommt zurück." Innerhalb einer Stunde wusste ganz Mayen, dass ich da war. Wir fuhren die Koblenzer Straße hinunter zum Brückentor. Ich starrte auf das Haus, in dem ich geboren wurde. Es schien unversehrt zu sein. Soll ich klingeln? Wer wohnt jetzt darin? Ich konnte es nicht. Mein Elternhaus ohne meine Eltern es ging einfach nicht.

An der Ringstraße schaute einer auf die Straße. Er gehörte zu den ersten Nazis, die in den Mayener Stadtrat gewählt wurden. Er erkannte mich und zog sich hastig vom Fenster zurück. Weiter über den Viehmarkt, Kehriger Straße, Polcher Straße und Alleestraße zum Gymnasium. Der Hausmeister stand am Tor und erkannte mich. Er war verlegen und hatte wenig zu sagen. Ich meldete mich beim Chef der Militärregierung in der St.-Veit-Straße. Er war begeistert, einen "Eingeborenen" zu finden, der ihm aushelfen konnte, wo dokumentarische Unterlagen fehlten. In wieweit das Stadtarchiv in dem Luftangriff vom Januar 1945 zerstört worden war, wussten wir nicht. Jedenfalls gab es wenig mehr als die Be-teuerung von potentiellen Kandidaten für öffentliche Stellen, dass sie politisch unbelastet seien. Anscheinend hatte es in Mayen keine Nazis, keine Hakenkreuzfahnen, keine Uniformen gegeben. Da ich viele Amtsbewerber kannte, konnte ich bei Interviews und Personal-auswahl behilflich sein. Für mich war es eine Tragikomödie die Alibis zu hören. "Ich bin in die innere Emigration gegangen", versicherte einer. "Ich wurde gezwungen". "Im Interesse meiner Familie musste ich mitmachen." "Jawohl, ich war Parteigenosse, aber ich habe mich immer einwandfrei benommen, auch meinen jüdischen Mitbürgern gegenüber." - "Ich ge-stehe, nach dem Sieg in Frankreich wurde ich förderndes Mitglied der SS; aber das wurde doch vom Dienstmädchen an der Hintertür erledigt", so sagte ein Rechtsanwalt zu mir.

Ich fand nur einen Juden in Mayen, einen Herrn Schild, der Ende der zwanziger Jahre aus Westfalen übergeiedelt war. Er war mit einer Nichtjüdin verheiratet und deshalb von der Deportation ausgeschlossen. (Sein Sohn und seine Tochter waren als Juden aufgewachsen und lebten in Amerika). Von ihm erfuhr ich, dass man die Juden erst auf Reiffsmühle im Nettetal "konzentriert" habe und dass sie eines Nachts deportiert wurden. "Ausgesiedelt" war der euphemistische Ausdruck, den die Nazis benutzten, um dem Verbrechen einen harmlosen Ausdruck zu geben. Er konnte mir kein genaues Datum geben, da er sich zu der Zeit aus Vorsicht verborgen gehalten hatte. Er schätzte, es sei 1942 gewesen. Keiner in Mayen wusste etwas über das Schicksal der "jüdischen Mitbürger", wie sie auf einmal wieder hießen. Aus Unterhaltungen erfuhr ich, dass junge "arbeitsfähige" Juden zuerst zur "Arbeit im Osten" eingesetzt worden waren. Jemand berichtete von einer Postkarte, die Otto Treidel, der jüngste Sohn von Alfred Treidel im Bornhaustert, aus dem Osten geschickt hatte. Es gehe ihm gut, er sei beim Wegebau beschäftigt, er habe genug zu essen, man behandle ihn anständig und er freue sich auf ein Wiedersehen mit seinen Eltern. Solche Postkarten waren Routine; sie sollten andere Juden über ihr bevorstehendes Schicksal täuschen. Wie wir jetzt wissen, wurden die Absender gleich nach dieser Mitteilung ermordet.

Der Metzgermeister Nikolaus Kohlhaas in der Brückenstraße (im Volksmund "Wurst-trickes" genannt) erzählte mir, dass er im Auftrag der Stadt Fleisch- und Wurstwaren an die Juden geliefert hätte, als sie auf Reiffsmühle interniert waren. Wann sie verschwunden

waren, wusste er nicht. Ich sprach mit einem Lokomotivführer - den Namen weiß ich nicht mehr, er wohnte in der Bachstraße, der Schule gegenüber. Er gab an, dass die Juden eines Nachts mit ihrem Handgepäck zum Güterbahnhof geführt und in Viehwagen verladen worden seien. Er habe den Zug bis nach Andernach gebracht, wo die Wagen an einen längeren Güterzug angekoppelt worden seien und in Richtung Köln weiter gefahren seien. Das war alles, was ich über die Mayener Juden in Erfahrung bringen konnte. Einige Mayener behaupteten, die Juden seien nicht zurückgekommen, weil ihre Häuser bei dem Terrorangriff zerstört worden seien. Sie hätten sich in größeren Städten niedergelassen. Den einen habe man in Koblenz gesehen, jenen in Köln usw. Ich wies darauf hin, dass eine Reihe von jüdischen Häusern noch stünden und fragte, woher die Juden denn gewusst hätten, dass ihre Häuser nicht mehr stünden. Das konnte man mir nicht erklären.

Zwanzig Jahre später hörte ich in New York von Überlebenden des Rigaer Ghettos, dass sie Mayener Juden in dieser Hölle getroffen hätten. Eins steht jedenfalls fest: Von den Mayener Juden, die nicht auswandern konnten, überlebte keiner den Krieg. Im allgemeinen begegnete man mir in Mayen mit Abweisung und Kälte. War es das schlechte Gewissen, Verlegenheit, Ressentiment? Die Amerikaner hatten schließlich die Stadt zerstört, und ich trug amerikanische Uniform. Pars pro toto. Nur einer sprach es aus, einer, dessen Geschäft zerstört worden war: Wie brächte ich es fertig, gegen meine Heimat zu kämpfen ! "Meine Heimat ? Was wäre aus mir geworden, wenn ich hier geblieben wäre? Wo sind die Mayener Juden?" Die hätte man zum Arbeitseinsatz nach Osten gebracht. "Und wo sind sie jetzt?" Die kämen gewiss noch zurück, der Krieg sei doch gerade erst zu Ende, und mit der Lahmlegung der Verkehrsmittel ...

Josef Hennerici, der Mayener SPD-Führer und einst ein guter Freund meines Vaters, besuchte mich in der St.-Veit-Straße. Er hatte sich von den Nazis nicht "kleinkriegen" lassen, hatte gehungert und gelitten. Nun war er wieder im Amt. Kühl, besonnen, realistisch. "Ich will nur wissen, wie es deinem Vater geht." Der amtierende Bürgermeister sprach auch vor. Auch er wusste nichts über die Juden. "Da durfte man sich nicht einmischen, das war Parteiangelegenheit." - "Aber Sie waren doch auch PG." Er habe nur zu nationalsozialistischen Berufsorganisationen gehört, zum NS-Beamtenbund. Er bot seinen Rücktritt an. "Nein, bleiben Sie, Mayen hat Sie verdient", sagte ich.

Einen Friedhofsschlüssel gab es nicht mehr. Der sei doch im Besitz der Gemeinde gewesen. Außerdem warnte er: "Gehen Sie nicht auf den Friedhof, da ist nichts mehr. Die meisten Grabsteine wurden als Baumaterial fortgeschafft." - "Wer hat das veranlasst", wollte ich wissen. "Die Partei." Natürlich. Und es gab keine Partei mehr und auch keine Parteigenossen. Ergo: Niemand ist verantwortlich. Von einem Offizier der Militärregierung begleitet, ging ich zum "Gutort", wie der Friedhof im euphemistischen Ton von den Juden genannt wurde. Es war wirklich nur noch wenig da: ein paar alte brüchige Grabsteine, auf denen die Schrift verwittert war, viele von ihnen zerbrochen, hohes Unkraut, undurchdringliche Dornenhecken. "Ich werde dafür sorgen, dass hier gesäubert wird", versprach mein Begleiter. Lautlos sagte ich das Kaddisch, ein Gebet für die Toten, eigentlich ein Lobgesang auf Gott, den ein Jude im Schmerz seines Verlustes als Bejahung zum göttlichen Urteil rezitieren muss.

Von meinen Konabiturienten fand ich keinen in Mayen. Sie waren noch nicht aus dem Krieg zurückgekehrt, wahrscheinlich noch in Kriegsgefangenschaft. Man gab mir die Namen der Gefallenen, von den Überlebenden wusste niemand etwas Genaueres. Ich blieb nur

eine Woche in Mayen, dann fand ich, dass meine Nützlichkeit beendet war, und ich war froh, dass ich den deprimierenden Ort verlassen konnte.

Fast ein Vierteljahrhundert später, im Verlauf einer längeren Europareise, entschloss ich mich zu einem Abstecher nach Mayen. Vor allem wollte ich meiner Frau meine Geburtsstadt zeigen und als Akt der Pietät den verlassenen jüdischen Friedhof besuchen und auf ihm die vorgeschriebenen Gebete verrichten. Wir logierten im "Hotel zur Traube", wo wir ein Zimmer vorbestellt hatten. Zu meinem Erstaunen besuchte uns im Namen des Oberbürgermeisters Dr. Vogels der Beigeordnete Jeiter, der mir eine Zeichnung der St. Clemens Kirche mit Widmung überreichte und uns zu einer Flasche Wein einlud. Übrigens sahen wir in Mayen die sensationelle amerikanische Mondlandung und amüsierten uns über die Schlagzeile "Der Mond ist nun ein Ami."

Wir fanden den jüdischen Friedhof in tadellosem Zustand, vielleicht hat er diese Aufmerksamkeit auf Grund unseres angekündigten Besuchs erworben. Jedenfalls gab es keine wuchernden Dornenhecken mehr, das Unkraut war gejätet und das Gras frisch geschnitten. Es war für mich eine große Genugtuung zu sehen, dass die Stadt diesem Ort den Respekt zollte, den er verdiente. Wir blieben drei Tage in Mayen, wanderten durch die aufgebauten Straßen, bewunderten die Rekonstruktionen nach fast völliger Vernichtung, kauften in Geschäften ein, aßen und tranken in Restaurants ... Es war ein niederschmetterndes Erlebnis. Ich hatte recht; es war keine Heimatstadt, es war nur mein Geburtsort. Niemand kannte mich, niemand erinnerte sich an meinen Namen. Einige Male in Geschäften und Lokalen versuchte ich, mich vorzustellen. Ich nannte meinen Namen, erklärte, dass ich 1934 am Gymnasium mein Abitur gemacht habe. Man sah mich fremd an. "Ich bin der Sohn von Alex Kaufmann. Mein Vater war ein renommierter Bürger gewesen." "Ach so." "Ach ja." Das war alles. Es schmerzte.

Heute sehe ich das Erlebnis in etwas milderem Licht. Worüber hätte man sich mit mir unterhalten können? Die Vergangenheit war noch nicht bewältigt, weder von mir, noch von den Gesprächspartnern. Und nur die Vergangenheit stellt einen Berührungspunkt dar. Anklage und Alibi wären so taktlos wie nutzlos gewesen. So machten wir Touren in die schöne Eifel, wo ich niemanden kannte und kein Entgegenkommen erwartete.

Wieder einmal kehrte ich, einem plötzlichen Entschluss folgend, nach Mayen zurück. Im Sommer 1977, beim Mittagessen in Koblenz kam mir der Gedanke, dass der Friedhof nah und es meine religiöse Pflicht sei, ihn zu besuchen. Wir machten uns also auf den Weg. An diesen Besuch knüpft sich eine meiner bittersten Erinnerungen an die Stadt. Es geht um zwei Gespräche mit Mayener Bürgern.: In dem ersten handelt es sich um das Pappschild am Friedhofsschlüssel. Ich beanstandete den Ausdruck "Judenfriedhof". Aber so heiße er doch, meinte der Bürger. Ich versuchte, ihm zu erklären, dass die Bezeichnung am Schlüssel Nazijargon sei, dass es mehr als bloße Nuancierung sei zwischen "jüdischer Junge" und "Judenjunge", zwischen "jüdischer Schule" und "Judenschule", dass eine Weltanschauung aus der Wahl dieser Bezeichnung spreche. Er schien diese Differenzierung nicht zu verstehen.

Das zweite Gespräch betrifft das Gedenkbuch für die Opfer des Naziregimes, das in der Heilig-Geist-Kapelle in der Stehbachstraße ausliegt. Mir stockte der Atem. Hier standen die Namen der ermordeten Juden in alphabetischer Ordnung zusammen mit den Namen der Toten des Luftangriffs und der gefallenen Soldaten und Waffen-SS-Angehörigen. "Hier stehen die Opfer zusammen mit den Tätern!" rief ich empört. "In allen Schandtaten gegen

Juden und auch Nichtjuden - wie Oradour und Lidice - war Waffen-SS eingesetzt, Einsatzkommandos nannte man sie." Ich zeigte auf Namen: SS-Hauptsturmführer ..., gef. (Datum); Viehhändler ..., verschickt (kein Datum). "Das ist untragbar", sagte ich. "Aber es sind doch schließlich alle Opfer der Gewaltherrschaft", meinte der Bürger. Ich ließ es dabei. Er war verwirrt; er hatte es ehrlich gemeint.

Nach meiner Heimkehr schrieb ich einen Brief an die Stadt, in dem ich die Errichtung eines Gedenksteines vorschlug und meine oben angeführte Beanstandung wiederholte und sie mit einem weiteren Einwand unterstrich. Nicht nur fand ich die Vermischung von jüdischen Märtyrern und militärischen Opfern anstößig, sondern auch den Ort der Aufbewahrung jüdischer Namen. Ohne religiösen Takt verletzen zu wollen, wies ich darauf hin, dass der Weg nach Auschwitz in der mittelalterlichen Kirche begonnen hätte. Ich sprach von der Ausrottung blühender Gemeinden im Rheintal während der Kreuzzüge, von den zahllosen Pogromen, die die Kirche im Mittelalter anstiftete, vom Schweigen Pius' XXI., als sechs Millionen Juden im Holocaust untergingen. Eine katholische Andachtsstätte sei also nicht der geeignete Platz, das Andenken ermordeter Juden zu ehren.

Die Antwort der Stadt: Nicht die Stadt Mayen, in der jüdische Grabsteine zu Bauzwecken entfernt wurden, sei für den jüdischen Friedhof mit Ausnahme von gärtnerischer Betreuung zuständig, sondern die Kultusgemeinde Koblenz. Und bis dahin hätte noch keiner an dem Gedenkbuch und dem Ort seiner Aufbewahrung Anstoß genommen. (Ich war der erste, wahrscheinlich der einzige Mayener Jude, der es gesehen hatte). Es kommt also den paar Überlebenden zu, einen Gedenkstein aufzustellen, falls sie darauf Wert legen. Ich beantwortete den Brief nicht. Wozu, so fragte ich mich in ruhiger Betrachtung, soll ein Gedenkstein auf dem "Gutort" stehen? Wer geht da noch hin?

Vergangenen Juli, auf dem Weg von Belgien in die Schweiz, bogen wir nochmals nach Mayen ab. Ich hatte erfahren, dass die Stadt eine Gedenktafel errichtet habe an dem Platz, auf dem früher das jüdische Gotteshaus gestanden hatte. Jetzt steht eine Garage da. Wir blieben kaum eine Stunde. Zum Friedhof gingen wir nicht, da es Samstag war und am Sabbat der Friedhofsbesuch den Juden untersagt ist. Ich stand im Entenpfuhl und schaute auf die hässliche Garage. "Wenigstens eine Gedenktafel," dachte ich. Im Geiste sah ich die kleine, aber würdige Synagoge, von zwei hohen Kastanienbäumen im Vorgarten beschattet. Erst brannte die Synagoge, dann brannte ganz Mayen. Vielleicht ... vielleicht, dachte ich, gibt es da einen Zusammenhang.

Die Stadt Mayen ist wieder aufgebaut, schöner und belebter denn je; sie blüht, wächst und gedeiht. Die Vergangenheit ist bewältigt. Von ihren Juden, einst ein vitaler Teil der Stadtgemeinschaft, bleibt nur noch ein vergessener Friedhof und eine schlichte Gedenktafel, auf die Vorübergehende kaum einen Blick werfen. Nie wieder wird es eine jüdische Gemeinde und eine Synagoge in Mayen geben. Wir jungen Juden von Mayen -es sind nicht mehr viele da- sind inzwischen recht alte Leute geworden. Bald werden die Spuren der Mayener Juden verweht sein.

Hartsdale, den 22. Februar 1987

[zurück...](#)

Anmerkungen:

1. Der Erlebnisbericht wurde übermittelt durch Gil Keness/Israel, von Elisabeth Sternberg-Siebert transkribiert, an wenigen Stellen leicht bearbeitet und mit Kapitel-Überschriften versehen.
2. Anmerkung von Walter Kaufmann: Die Repräsentanten werden auf sechs Jahre gewählt. Nach Ablauf der ersten drei Jahre scheidet die größere Hälfte mit fünf (einschließlich der inmittelst durch Tod oder andere Umstände ausgeschiedenen) nach dem Lose, zunächst jedesmal nach drei Jahren, die ältere kleinere oder größere Hälfte aus. Die Abgehenden werden ... durch eine neue Wahl ersetzt." (§ 23 Statut der Synagogen Gemeinde zu Mayen)
3. Anmerkung von Walter Kaufmann: Die letzte Beerdigung war am 28.7.1942 von Dorothea Ziebell geb. Klee.